

Provinz und Metropole

Zum Verhältnis
von Regionalismus und Urbanität
in der Literatur

Herausgegeben von
DIETER BURDORF
STEFAN MATUSCHEK

Universitätsverlag
WINTER
Heidelberg

STEFAN MATUSCHEK

Wie berlinerisch ist das *Athenaeum*?

Zum Ort der Frühromantik

Die Jenaer Frühromantik, weiß man, spielt auch in Berlin. Ihre wichtigste Publikation, die Zeitschrift *Athenaeum*, wird dort verlegt, und zwar deshalb, weil während ihrer Entstehungs- und mehr als der Hälfte ihrer Erscheinungszeit einer ihrer Köpfe, Friedrich Schlegel, eben dort lebt und arbeitet, so wie auch ein weiterer Mitarbeiter, Friedrich Schleiermacher, in diesen Jahren, 1797–1799, Berliner ist. Beide wohnen zusammen, so dass ihre Berliner Wohngemeinschaft neben dem Jenaer Gemeinschaftshaus als der zweite, zeitlich gesehen sogar als der erste Ort frühromantischer Symphilosophie anzusehen ist. Schließlich kommt das hinzu, was die Salon- und Geschlechterforschung in den letzten Dekaden herausgestellt hat: Die von Jüdinnen geführten Berliner Salons, an denen auch Schlegel und Schleiermacher teilhatten, gelten als realer Erfahrungshintergrund der frühromantischen Gesprächskultur. Die intellektuelle Position der Frauen, das Ideal urbaner Konversation sowie der Goethe-Kult gelten hier wie dort. All dies sind Argumente dafür, der Jenaer Frühromantik in Zukunft einen Doppelnamen zu geben. Sie ist nicht nur ein Jenaer, sondern zugleich ein Berliner Kind. Schaut man in jüngere und aktuelle Arbeiten zur literarischen Kultur Berlins, dann trifft man auf noch resolutere Darstellungen. In ihnen wird die Romantik ganz und gar zu einem Berliner Ereignis. Jena kommt nur noch am Rande oder überhaupt nicht mehr vor.¹

Nun geht es hier nicht einfach um die Konkurrenz zweier Städte, auch nicht um die wohl eher für die Stadtwerbung interessante Frage, wer sich mit welchem Recht als Geburtsort der Romantik bezeichnen darf. In der Konkurrenz Jena – Berlin geht es vielmehr um die Frage nach dem Städtischen in der deutschen Romantik, genauer: nach dem Großstädtischen.

¹ Vgl. Klaus Hermsdorf: *Literarisches Leben in Berlin. Aufklärer und Romantiker*. Berlin 1987; Günter de Bruyn: *Als Poesie gut. Schicksale aus Berlins Kunstpoche 1786 bis 1807*. Frankfurt/M. 2006.

Wie urban ist die Frühromantik? Man weiß, dass man es hier mit einer forcierten jungen Intellektuellenkultur zu tun hat, mit publizistischen Profis, die ihre manifestartige eigene Zeitschrift als Provokation gegen die deutschlandweit einflussreichsten Journale und gegen dominierende literarische Größen und Moden platzieren – auch gegen die in Berlin herrschende und von Berlin aus wirkende Aufklärungskultur. Kraft und Weite dieses Manifests assoziiert man nicht mit der Kleinstadt. Hinzu kommt der Erfahrungshintergrund des städtischen Salons. Als Provinzler wird heute niemand die Brüder Schlegel der *Athenaeums*-Zeit verstehen wollen. Es fragt sich dabei natürlich, wie weit der Gegensatz von Metropole und Provinz hier überhaupt gilt. Nimmt man Paris und London als Maßstäbe des Großstädtischen um 1800, dann gehört Berlin nicht dazu. Doch ebnet sich deshalb in Deutschland nicht alles ein. Der Gegensatz von Metropole und Provinz gilt auch hier. Wenngleich kleiner als in Frankreich und England, spielt er kategorial auch in Deutschland eine Rolle. Denn Berlin ist gegenüber Jena nicht einfach die größere Stadt. Sie hat zudem eine Sozialstruktur und -dynamik, die sie gegenüber der Universitätsstadt Jena und der kleinen Residenzstadt Weimar als großstädtisch auszeichnen. Der Unterschied liegt vor allem darin, dass Berlin kulturell nicht von einer einzigen gesellschaftlichen Gruppe geprägt wird – so wie Weimar vom Hof und Jena von den Universitätsgelehrten –, sondern von mehreren Sozial- und Herkunftsmilieus (Adelige, Offiziere, bürgerliche Karrierebeamte, Kaufleute). Die vielen französischen Emigranten und die Gesandten am Preußischen Hof geben der Stadt zudem eine ganz andere Internationalität, als die kleine Residenz Weimar oder Jena sie erreichen. Das schnelle städtebauliche Wachstum schließlich relativiert die fürstliche Mitte zugunsten einer polyzentrischen Stadtentwicklung. Dies alles ist als Voraussetzung der Berliner Salonkultur mittlerweile rekonstruiert und gewürdigt worden², mitunter mit einer solch solidarischen Hingabe an diese Anfänge urbaner Kultur in Deutschland, dass Verwunderung darüber anklang, warum sich die Frühromantik und ihre literarische Geselligkeit nicht ganz und gar in Berlin entfaltet haben. Warum Jena? „Von den empirischen Geselligkeitsformationen“ her, urteilt ein heutiger Salonforscher, hätte „eher die Berliner Salonkultur als der Jenaer Kreis“ das frühromantische Gesprächs- und Geselligkeitsideal ermöglichen können.³ Vielleicht, so legt diese Über-

² Vgl. Detlef Gaus: *Geselligkeit und Gesellige. Bildung, Bürgertum und bildungs-bürgerliche Kultur um 1800.* Stuttgart; Weimar 1998.

³ Vgl. Peter Seibert: *Der literarische Salon. Literatur und Geselligkeit zwischen Aufklärung und Vormärz.* Stuttgart; Weimar 1993, S. 230.

legung nahe, hätte das *Athenaeum* eine ganz andere Karriere genommen, wenn nicht Friedrich Schlegel zu seinem Bruder nach Jena, sondern umgekehrt dieser zu ihm nach Berlin gezogen wäre? Hält man sich an einen Brief Fichtes, lag diese Möglichkeit einmal nah. Am 2. August 1799 schreibt Fichte aus Berlin an seine Frau in Jena, dass er beabsichtige, August Wilhelm Schlegel und dessen Familie nach Berlin zu locken. „Reüssiert dies“, entscheidet Fichte weiter, „so machen wir, d. h. die beiden Schlegels, Schelling [...] und wir, Eine Familie, miethen Ein grosses Logis.“⁴ Statt des Jenaer hätte das ein Berliner Romantikertreffen ergeben. Dazu kam es nicht. Dass der Ortswechsel auch aus damaliger Sicht nicht bedeutungslos gewesen wäre, bezeugt derselbe Brief. „Der Aufenthalt an einem so grossen Orte, als Berlin“, so ist der gerade aus Jena vertriebene Fichte zuversichtlich, „muß, über kurz oder lang, vortheilhaft für meine Reputation werden.“⁵ Die Differenz von Metropole und Provinz ist also im Blick auf Berlin und Jena um 1800 kein Anachronismus. Die Größendifferenz der beiden Städte ist nach Fichtes Briefzeugnis auch für die Frühromantik als Qualitätsdifferenz nachweisbar. Und zwar so, wie man es auch heute sieht: Für den Intellektuellen, den literarisch-philosophischen Schriftsteller ist die Großstadt der bessere Ort.

Sucht man nach weiteren Belegen, was die Betroffenen dazu sagen, greift man allerdings ins Leere. Fichtes Zeugnis steht allein. Bei beiden Brüdern Schlegel, bei Caroline Schlegel, Dorothea Veit und auch bei Schleiermacher findet sich keine ähnliche Äußerung über den Vorteil Berlins. In den vielen aus den drei Jahren 1798–1800 von ihnen überlieferten Briefen kommt die Differenz Metropole – Provinz nicht zur Sprache. Wo von den Städten Berlin und Jena vergleichend die Rede ist, geht es zumeist um die Vorzüge der Jenaer Landschaft.⁶ Die Größe Berlins erscheint allein als Verkehrsproblem, das hohe Kosten und Zeitverlust bedeutet.⁷ Als Kulturstadt gilt Dresden viel mehr als Berlin, so dass

⁴ Johann Gottlieb Fichte: Briefwechsel 1799–1800. In: ders.: Gesamtausgabe der Bayrischen Akademie der Wissenschaften. Hrsg. v. Reinhard Lauth; Hans Gliwitsky. Bd. III/4. Stuttgart-Bad Cannstatt 1973, S. 27 (Nr. 466).

⁵ Fichte 1973 (wie Anm. 4), S. 26.

⁶ Vgl. Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe. Hrsg. v. Ernst Behler unter Mitwirkung von Jean-Jacques Anstett und Hans Eichner. München u. a. 1958ff. [im Folgenden zitiert als KFSa mit Band- und Seitenangabe]. Bd. 24, S. 6, 256; Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher: Kritische Gesamtausgabe. Hrsg. v. Hans-Joachim Birkner u. a. Berlin; New York 1984ff. [im Folgenden zitiert als KGA mit Band- und Seitenangabe]. Bd. V/3, S. 218; Bd. V/4, S. 10.

⁷ Vgl. KGA V/4, 120f.

Friedrich Schlegel nach längerem Aufenthalt am Ort Caroline in Jena mitteilt: „Daß Sie von Berlin so gut wie gar nichts sehen würden, daran verlieren sie nicht viel.“⁸ Wenn die Salonforschung heute die ehepolitische Liberalität des aufgeklärten Berlins preist⁹, dann gilt für das Paar Schlegel – Veit genau das Gegenteil: Sie fühlen sich in Jena viel freier. Das liegt natürlich daran, dass Dorothea hier fern von ihrem verlassenen Mann und ihrer aufgebrachten Familie ist. Doch holt sie in dieser Hinsicht zu einem typologischen Jena-Lob aus: „Die Leute sind hier bey weitem nicht so kraß als in Berlin, sie nehmen weit eher Vernunft an und verwundern sich nicht so gewaltig über jedes fremde.“¹⁰ Das kosmopolitische, moderne, urbane Berlin kommt in der Wahrnehmung der Frühromantiker nicht vor. Ihr Berlin-Bild ist vielmehr vom Partei-Geist geprägt, nach dem Berlin der Ort ihrer Gegner, der Hort der alten Aufklärung, ist. „Alten Aufklärungsberlinism“, nennt Friedrich Schlegel das, oder auch „Berliner Klicke“, auch drastischer: „Pack von Lumpenhunden“.¹¹ Es ist diese Parteilichkeit, die das Berlin-Bild der Schlegel prägt. Der Beginn der intellektuellen Urbanisierung, den die heutige Forschung im Berlin um 1800 beschreibt, taucht in dieser Perspektive nicht auf. Als indirektes Zeugnis kann man allerdings die vielen Nachrichten nehmen, die Friedrich Schlegel von seinen Salonbesuchen gibt. Wie eine Bestätigung der heutigen Salonforschung klingt ein Satz, den er im September 1797 aus Berlin an seinen Bruder schreibt: „Das Einzige, was hier merkwürdig ist sind die Gesellschaften.“¹²

Komplementär zur Schlegel'schen Geringschätzung Berlins steht der Großstadtstolz der Berliner Aufklärer. Sie, die erklärten Gegner der Frühromantik – Nicolai, Merkel, Kotzebue –, sind es, die Berlin als intellektuelle Hauptstadt verstehen und die Frühromantik als Jenaer Provinzphänomen verspotten. Wenn die heutige Würdigung der Salons als Keimzellen der intellektuellen Urbanisierung in Deutschland eine zeitgenössische Bestätigung sucht, dann findet sie die weder bei den Brüdern Schlegel noch bei Schleiermacher, sondern bei Garlieb Merkel. „Der Ton in diesen Zirkeln“, schreibt er, „hatte das meiste Großstädtische“¹³.

⁸ KFSa 24, 242.

⁹ Vgl. Gaus (wie Anm. 2), S. 188.

¹⁰ KGA V/4, 125.

¹¹ KFSa 24, 30, 159, 218.

¹² KFSa 24, 17.

¹³ Garlieb Merkel: Skizzen aus meinem Erinnerungsbuche. Neue Ausgabe. Dorpat: Riga 1824. Zit. n. Rainer Schmitz (Hrsg.): Die ästhetische Prügeley. Streitschriften der antiromantischen Bewegung. Göttingen 1992, S. 384.

Nun ist es gewiss nicht der glücklichste Umstand, dass sich das heutige Germanistenurteil ausgerechnet mit Garlieb Merkel solidarisiert. Dessen maßlose Selbstachtung und ebenso maßlose Polemik gegen die Romantiker und auch gegen Weimar brachten ihn schon zu Lebzeiten in Verruf. Die Forschung beurteilt ihn heute kaum anders. Das war nicht immer so. 1887, 37 Jahre nach Merkels Tod, wurden dessen Erinnerungen *Über Deutschland zur Schiller-Goethe-Zeit* neu ediert und mit einem Vorwort ausgestattet, das Merkel als einen bemerkenswert „modernen Menschen“ um 1800 darstellt. Durch seine Abwendung von den kleinstädtischen Zirkeln in Weimar und Jena und durch seine frühe, entschiedene Option für Berlin sei Merkel einer der wenigen gewesen, der zur Schiller- und Goethezeit wusste, „was die Weltuhr geschlagen habe.“¹⁴ So heißt es 1887. Bei Merkel selbst klingt das polemischer. Die Weimarer und Jenaer Autoren bezeichnet er als „Provinzkönige, die sich mit Claqueuren umgeben.“¹⁵ Und er steht damit nicht allein. Denn auch der Hauptrepräsentant der Berliner Aufklärung, Friedrich Nicolai, wird nicht müde, die Frühromantik als Jenaer Provinzposse zu verspotten, die sich schnell erledigen werde. Er liegt, wie man heute weiß, mit diesem Urteil falsch. Bemerkenswert daran aber ist, wie entschieden und eindeutig er die Frühromantik, und damit das *Athenaeum*, als provinziell versteht. In seiner *Anti-Lucinde (Vertraute Briefe von Adelheit B** ...)* zum Beispiel stellt er seinen Protagonisten, eine erkennbare Friedrich-Schlegel-Karikatur, als präntiösen Kleinstädter dar, der sich im hauptstädtischen Milieu Berlins lächerlich macht. Nicolai sieht und verachtet beide Schlegel-Brüder als eine Art schriftstellerisch-publizistische Konkretisierung von Fichtes Ich-Philosophie, eine Absolutsetzung des eigenen Ichs. Es ist deshalb gezielt polemisch, wenn er in seinem gegen Schlegels *Lucinde* gerichteten Roman von dem „kleinen Ich“ spricht, das manche Zeitgenossen „vorzuzeigen beflissen waren.“¹⁶ Der Roman versucht insgesamt, dieses kleine als kleinstädtisches Ich zu erweisen. Sein didaktischer Plot läuft darauf hinaus, den linkischen Jungen von seinen frühromantischen Flausen zu befreien und in die städtische, d. h. aufgeklärte Berliner Gesellschaft einzuführen. Zur Illustration der Flausen

¹⁴ Garlieb Merkel: *Über Deutschland zur Schiller-Goethe-Zeit* (1797 bis 1806). Nach des Verfassers gedruckten und handschriftlichen Aufzeichnungen zusammengestellt u. mit einer biographischen Einleitung versehen v. Julius Eckardt. Berlin 1887, S. 6 (Einleitung).

¹⁵ Merkel 1887 (wie Anm. 14), S. 93.

¹⁶ Friedrich Nicolai: *Vertraute Briefe von Adelheit B** an ihre Freundin Julie S*** (1799). In: ders.: *Gesammelte Werke*. Hrsg. v. Bernhard Fabian; Marie-Luise Spieckermann. Bd. 10. Hildesheim u. a. 1987, S. 24.

werden *Athenaeums*-Fragmente zitiert, und zwar so, dass sie im urban-geselligen Gesprächskreis, im Salon also, als verstörender Unfug erscheinen. In den Anmerkungen spricht der Herausgeber dieses Briefromans Klartext. Redewendungen wie „die Poesie der Poesie“ (die zentrale Denkfigur der Frühromantik), stellt er fest, mögen wohl „in den poetischen Gesellschaften kleiner Städte am ersprießlichsten gedeihen“¹⁷; in der Großstadt wirkten sie lächerlich. Nicolais *Anti-Lucinde* erzählt die Urbanisierung als Umerziehung und damit Abschaffung der Frühromantik. An anderer Stelle, in einem Aufsatz der *Neuen Berlinischen Monatsschrift*, setzt er diesen Streit gegen die Jenaer Provinz fort. Hier tituliert er Jena zwar ehrenvoll als die „philosophische Hauptstadt“, kehrt es aber spöttisch ins Gegenteil, indem er hinzusetzt, dass sich die Allgemeingültigkeit der dortigen Lehren auf Jena beschränke.¹⁸ Auf den Kunstgriff, *Athenaeums*-Zitate gesprächsweise als irritierenden Unsinn zu inszenieren, verfällt 1799, im selben Jahr wie Nicolais *Anti-Lucinde*, auch August von Kotzebue in seiner Schlegel-Satire *Der hyperboreische Esel*.¹⁹ Sein drei Jahre später uraufgeführtes Lustspiel *Die deutschen Kleinstädter* beschert dann den prägnantesten, bis heute einschlägigen Namen für provinzielle Beschränktheit: Krähwinkel. Der dilettierende Dichter, der mit Namen „Sperling“ dort wohnt, trägt unverkennbar Züge August Wilhelm Schlegels.²⁰ Damit bringt Kotzebue die Berliner Gegnerschaft gegen die Frühromantiker auf die griffigste Formel: Sie sind die Poeten aus Krähwinkel.

Merkel, Nicolai und Kotzebue liefern keine Beschreibungen, sondern Polemiken. Ihren Vorwurf des Provinziellen wird man wohl als ein frühes Zeugnis großstädtischer Hochnäsigkeit ansehen dürfen, und der Vorwurf der Borniertheit ist über zwei Jahrhunderte auf sie selbst zurückgefallen. Wie immer man Nicolai als Aufklärer und Realisten würdigen mag, als Pionier moderner urbaner Intellektualität wird man ihn wohl

¹⁷ Nicolai 1987 (wie Anm. 16), S. 171.

¹⁸ Vgl. Friedrich Nicolai: Gespräch über das jetzige verderbte Zeitalter. In: ders.: Gesammelte Werke. Hrsg. v. Bernhard. Fabian; Marie-Luise Spieckermann. Bd. 11. Hildesheim u. a. 1991, S. 251–280, hier S. 260. Zuerst in: Neue Berlinische Monatsschrift XIV (1805), S. 92–116.

¹⁹ Abgedruckt in: Schmitz 1992 (wie Anm. 13), S. 13–45.

²⁰ Vgl. August von Kotzebue: Die deutschen Kleinstädter. Ein Lustspiel in vier Akten. Mit einem Nachwort v. Otto Carl August Zur Nedden. Stuttgart 1978, S. 80. Hier wird Sperling der Titel desjenigen Stückes zugeschrieben, das A. W. Schlegel als Antwort auf den *Hyperboreischen Esel* verfasste. Hinzu kommen weitere Charakteristika wie die Vorliebe für Sonette (vgl. S. 10) und die Geringschätzung Wielands (vgl. S. 65).

nicht ansehen. Die Einschätzung, dass die Jenaer Romantik eine krähwinklerische Provinzposse und ihre Berliner Gegnerschaft dagegen die urbane Modernität seien, ist durch die Wirkungsgeschichte widerlegt, fast umgedreht worden. Die heutigen Darstellungen, die das *Athenaeum* vor allem als Berliner Ereignis verstehen wollen, sind ja der Versuch, die Frühromantik in den Prozess der intellektuellen Modernisierung als Urbanisierung einzugliedern. Diese Umkehrung aber ist bemerkenswert. Wenn man nach dem Berlinerischen und damit nach dem Urbanen des *Athenaeums* fragt, darf man sie nicht ignorieren. Denn Nicolais Einschätzung ist kein bloßer Irrtum, kein Übereifer im polemischen Gefecht. Dass sie mehr ist, hängt mit der Tatsache zusammen, dass Friedrich Nicolai einer der wenigen in Deutschland um 1800 ist, der eine an der sozialen Wirklichkeit orientierte Vorstellung von der intellektuellen Qualität der Großstadt ausarbeitet. Ähnliches findet man auch noch bei Christian Garve, einem anderen Lieblingsfeind des *Athenaeums*. Die Frühromantiker ihrerseits zeigen sich von dieser Frage unberührt. Der Gegensatz Metropole – Provinz spielt in ihrem Selbstverständnis keine Rolle. Und, schaut man genauer hin, dann haben die im *Athenaeum* inszenierte Geselligkeit sowie das frühromantische Konzept von Urbanität wenig mit Berlin um 1800 zu tun. Die These vom Berlinerischen der Frühromantik steht damit zwei unpassenden Befunden gegenüber: den antiromantischen Urbanitätskonzepten um 1800 und den – wenn man so die Distanz zur realen Berliner Salonkultur ausdrücken darf – ‚unberlinerischen‘ Geselligkeits- und Urbanitätskonzepten der Frühromantiker.

1. Antiromantische Urbanitätskonzepte um 1800

1.1. Nicolai

Neben aller Polemik, die Nicolai gegen die Jenaer aufbietet, liegen seine sachlichen Überlegungen zu dem Thema, worauf sich die intellektuelle Qualität der Großstadt gründet. Voraussetzung dieser Überlegungen ist das römische Ideal der Urbanitas. Die fingierte Briefschreiberin in Nicolais *Anti-Lucinde* ist gebildet genug, sich auf dieses antike Ideal zu beziehen, und sie ist zugleich realistisch genug, um nach dessen gegenwärtiger Verwirklichung zu fragen. Und sie gibt auch gleich, wenn auch in eine rhetorische Frage gekleidet, die Antwort: „Die Römer verlangten doch von ihren Schriftstellern Urbanität; was ist das anders als der Ton

der guten Gesellschaft?“²¹ Eine Antwort ist das insofern, als auch genau gesagt wird, woraus die gute Gesellschaft besteht: aus „gebildeten Menschen aller Art“²² nämlich, womit gegen jede Einseitigkeit die soziale Vielfalt gemeint ist. Vor allem kommt es Nicolai dabei auf die Nicht-Akademiker unter den Gebildeten an, auf alle, die keine Universitätslehrer sind. Das hängt natürlich mit seinem eigenen Bildungsgang zusammen. Nicolai hat selbst die Lateinschule „als dumme Lateinpaukerei ohne Inhalt“ verlassen und sich stattdessen auf der Realschule eine „neue Welt“ erschlossen, die sich dann in gelehrten Zirkeln nicht-universitärer gebildeter Praktiker fortsetzte. Daraus resultiert sein anti-akademisches Selbstbewusstsein, wie er es in einer eigenen Bildungsautobiographie veröffentlicht hat²³ – auch als Antwort auf die Vorwürfe, er sei dem, was er kritisiere, der kantischen und der idealistischen Philosophie, intellektuell nicht gewachsen. Dass diese Vorwürfe damit ausgeräumt werden konnten, kann man allerdings nicht sagen. Bemerkenswert aber ist die Selbstbehauptung außeruniversitärer geselliger Bildung. „Eine Art von gelehrtem Kaffeehause“²⁴ nennt es Nicolai. Und genau darin und in der sozialen Mischung, in den „gebildeten Menschen aller Art“, sieht ja die heutige Forschung das Spezifikum der bis 1810 universitätslosen intellektuellen Atmosphäre in Berlin. So borniert er gegenüber der Universitätsphilosophie auch dasteht, so ist Nicolai doch ein entschiedener und bewusster Vertreter einer städtischen Intelligenz, der – genau wie die heutige Forschung – das Fehlen einer Universität nicht als Mangel, sondern als Voraussetzung einer urbanen Alternative zu ihr begreift. Manches, was die Salonforschung heute als Bedingungen des „geistigen Berlin“ um 1800 feststellt²⁵, klingt ungewollt wie eine Zusammenfassung von Nicolais Selbstbewusstsein.

²¹ Nicolai 1987 (wie Anm. 16), S. 173.

²² Nicolai 1987 (wie Anm. 16), S. 177.

²³ Vgl. Friedrich Nicolai: Ueber meine gelehrte Bildung, über meine Kenntniß der kritischen Philosophie und meine Schriften dieselbe betreffend, und über die Herren Kant, J. B. Erhard, und Fichte. Berlin; Stettin 1799. In: ders.: Gesammelte Werke. Hrsg. v. Bernhard Fabian; Marie-Luise Spieckermann. Bd. 1/2. Hildesheim u. a. 1997, S. 15f.

²⁴ Nicolai 1997 (wie Anm. 23), S. 44.

²⁵ „Für die Struktur des ‚geistigen Berlin‘ und damit unmittelbar auch für die Entstehung von persönlichen Begegnungs- und Austauschformen war das Fehlen einer Universität als zentraler Institution der Intelligenz von Bedeutung. Dieses ‚Defizit‘ förderte die ‚Privatisierung‘ des Verkehrs innerhalb der Intelligenz und den Austausch mit einem heterogenen Publikum. Nicht zuletzt erleichterte dies die Teilnahme von Frauen an Gesprächen über Wissenschaft, Literatur und

Das Kontrastbild dazu ist Jena, die akademische Kleinstadt, in der es nur *eine* Art gebildeter Menschen gibt: die Universitätslehrer. Diese Situation bewertet Nicolai als unheilvolle Wechselwirkung von Unmündigkeit und Überheblichkeit. Wo es nur Professoren und Studenten gebe, würden die ersten überheblich, weil ihnen vom noch unmündigen Publikum jede Kritik und Kontrolle fehle. Das Resultat: „anmaßende Einzelne“ vor unmündigen Zuhörern.²⁶ Der Paradefall: Fichte vor seinen Jenaer Studenten. In einer Vorlesung vor der Königlichen Akademie der Wissenschaften in Berlin führt Nicolai dies zu einem Plädoyer gegen die hauptberuflichen Universitätsphilosophen und zu einer Nostalgie für das 17. Jahrhundert, in dem die Philosophen noch keine Professoren waren.²⁷ Im *Anti-Lucinde*-Roman tönt es schriller. Hier heißen die Kleinstadtakademiker – Professoren wie Studenten – „ekzentrische Schiefköpfe“, auf die der Aufenthalt in der großen Stadt wie eine Heilkur wirke: „Der Umgang mit gebildeten Menschen aller Art ist den ekzentrischen Schiefköpfen, was den Kranken die reine Luft; sie genesen schon durch die bloße Existenz darin.“²⁸ Stadtluft – so könnte Nicolai das Sprichwort adaptieren – macht klug.

Die Kontrastierung des urbanen Berlin mit dem provinziellen Jena gelingt Nicolai dabei umso leichter, als er eine Jenaer Quelle zitieren kann, die das Lob der Provinz als Schutzraum geistiger Unversehrtheit anstimmt. Es handelt sich um eine 1794 in der *Allgemeinen Literatur-Zeitung* erschienene Rezension zu den neuesten Gedichten des heute vergessenen Johann Baptist Alxinger. Auf diese Gedichte und ihren Verfasser kommt es aber auch nicht an, sondern nur auf die in der Rezension vertretene allgemeine Maxime:

Kunst; eröffnete also Möglichkeiten, die durch die im universitären und akademischen Bereich wirksamen institutionellen Barrieren verhindert gewesen wären. Als schließlich 1810 die Universität gegründet wurde, ließ sie sich eingliedern in eine ‚intellektuell-urbane‘ Kommunikationssituation, ohne diese rasch dominieren zu können.“ In: Seibert 1993 (wie Anm. 3), S. 150.

²⁶ Vgl. Nicolai 1997 (wie Anm. 23), S. 48f.

²⁷ „Der unsterbliche Bacon, des Cartes, Malebranche, Spinoza, Leibnitz [sic], Tschirnhausen, Shaftesbury, Locke, Newton, waren nicht Universitätslehrer, welche etwa ihre neuen Ansichten der Philosophie durch den Mund ihrer unmündigen Zuhörer hätten in alle Welt ausbreiten wollen; so wie jetzt in Deutschland geschieht.“ Friedrich Nicolai: Betrachtungen über die Frage: wie der mündliche Vortrag der Philosophie auf Universitäten eingerichtet werden sollte, um gemeinnützig zu werden. In: Nicolai 1991 (wie Anm. 18), S. 164f.

²⁸ Nicolai 1987 (wie Anm. 16), S. 177.

Die *gute Gesellschaft* in einer großen Residenzstadt ist für den Künstler eine gefährliche Klippe. [...] Ein Dichter der zu sehr in der unpoetischen wirklichen Welt unsres Zeitalters lebt, verliert die reine Liebe zu seinen Idealen.²⁹

Nicolai spießt diese Maxime in einer Anmerkung zu seinem Roman auf und wirft sie zusammen mit *Athenaeums*-Zitaten und Fichte-Anspielungen in einen Jenaer Topf³⁰: präsentiert als Kleinstadt-Kram, der sich durch den Stolz auf seine Beschränktheit selbst richten soll. Man hat, wenn man die *Vertrauten Briefe* heute liest, kaum den Eindruck, dass die Polemik die Frühromantik wirklich trifft. Mit diesem Jenaer Fund eines kleinstadtseligen Idealismus aber macht Nicolai einen Stich. Und sein Hinweis auf die akademische Wechselwirkung von Unmündigkeit und Überheblichkeit geht, nimmt man die polemische Pauschalierung einmal zurück, auch nicht ins Leere.

1.2. Garve

Gleiche Urbanitätsvorstellungen wie bei Nicolai, jedoch ohne jede Polemik oder Apologie, finden sich in denselben Jahren bei Christian Garve. Auch er sieht in der Heterogenität und Internationalität die entscheidenden Kriterien für die Überlegenheit der großstädtischen Gesellschaft und er profiliert sie ausdrücklich gegenüber der Homogenität kleiner Universitätsstädte:

Die Wissenschaften können [...] dem gelehrten Stande, an Oertern, wo er der allein herrschende ist, das nicht ersetzen, was ihm der Mangel eines ausgebreiteten Umganges entzieht.³¹

Als weiteres Kriterium nennt er die gesellschaftliche Fluktuation, „die beständige Auffrischung der Gesellschaft“, wie er sagt. In großen Städten gebe es zahlreiche Durchreisende und viel häufigere Zu- und Abgänge als in kleinen. Das garantiere nicht nur lebhaftere Gespräche, sondern halte das Bemühen wach, „einander gefallen zu wollen“ – im Gegensatz zu stabilen kleinen Gesellschaften, die durch täglichen Umgang dieses Bemühen vernachlässigten und dadurch in „Schläfrigkeit“,

²⁹ Allgemeine Literatur-Zeitung, No. 170. Junius 1796, S. 526.

³⁰ Nicolai 1987 (wie Anm. 16), S. 170f.

³¹ Christian Garve: Über die Maxime Rochefaucaults [sic]: das bürgerliche Air verliert sich zuweilen bey der Armeem, niemals am Hofe [1792]. In: ders.: Gesammelte Werke. Hrsg. v. Kurt Wölfel. Bd. I/1. Hildesheim u. a. 1985, S. 295–452, hier S. 320.

„langer Weile“ und schließlich in der frustrierenden Erfahrung endeten, „sich ausgeredet“ zu haben.³² Mit diesem Fluktuationskriterium, das den Verschleiß des Bekannten und das stete Bedürfnis nach Neuem bedenkt, trifft Garve den Großstadtreiz: Die urbane Geselligkeit ist diejenige, die durch eine ewige Dosis des Neuen und Fremden ihrer eigenen Erschöpfung entgeht, während die kleinstädtische Gesellschaft an fehlender „Auffrischung“ leidet. Damit kommt Garve bereits heutigen Großstadtvorstellungen nah, entfernt sich aber vom frühromantischen Geselligkeitsideal. Friedrich Schlegel bestätigt Garves Großstadtbeschreibung, wenn er aus Berlin nach Jena von seinem „vielfachen Umgang“ und den immer neuen Gesellschaften berichtet, in die er gezogen werde. Im Gegensatz zu Garve aber sieht er Vielfalt und Wechsel nicht als Gewinn, sondern als unbefriedigend und als Übel an. Statt zu einer Kunst der Geselligkeit inspiriert ihn die Berliner Erfahrung zum Gegenteil. Im Dezember 1797 schreibt er seinem Bruder: „Ich studire jetzt die Kunst, nicht mit Menschen umzugehn, d. h. sie sich vom Halse zu halten, die wenigstens hier ungleich schwieriger ist, als die, mit ihnen umzugehn.“³³ Das eigene, romantische Geselligkeitsideal wird alternativ dazu als Vorstellung eines stabilen, kleinen Freundeskreises formuliert. Das ist die in den Briefen aus Berlin gepriesene exklusive Zweisamkeit mit Schleiermacher, dann auch mit Dorothea Veit und immer wieder die Sehnsucht nach den Vertrauten in Jena³⁴: das genaue Kontrastprogramm zur großstädtischen Perspektive also. Dem Urteil der Salonforschung, dass sich die romantische Geselligkeit besser in Berlin hätte entfalten können³⁵, wird durch Friedrich Schlegels Briefe deutlich widersprochen.

Um die Differenz auf den Begriff zu bringen, kann man von einem quantitativen und einem qualitativen Gesellschaftsideal sprechen. Garve argumentiert quantitativ: Je größer die Gesamtmenge an Individuen,

³² Alle Zitate aus: Garve 1985 (wie Anm. 31), S. 328.

³³ Briefe Friedrichs an August Wilhelm Schlegel. In: KFSa 24, 64. Weitere Belege: KFSa 24, 7: „hier bey vielfachem aber nirgends ganz befriedigendem Umgang“; KFSa 24, 16: „Meine Bekanntschaften vermehren sich“; KFSa 24, 29: „dabey muß ich sehr viel in Gesellschaften gehen“; KFSa 24, 41: „Endlich ist jetzt eine üble Zeit, da ich in so viele Gesellschaften [...] gebeten werde.“

³⁴ Briefe Friedrichs an seinen Bruder nach Jena. In: KFSa 24, 36: „Schleyermacher und M. [= Dorothea] sind mein einziger Trost. Aber ich sehne mich oft, sehr oft wieder zu Euch.“ KFSa 24, 53: „Und vollends die Fesselung an Berlin. Nur meine Freundin und Schleyermacher können ihn mir auf die Länge erträglich machen, und machen, dass ich die Entfernung von Euch allen ertrage.“ KFSa 24, 72: „da ich jetzt endlich in den *Hafen* gerettet bin aus dem Berliner Wust, und bey Schleyermacher vor dem Thore wohne“.

³⁵ Vgl. Seibert 1993 (wie Anm. 3).

desto besser ist die Schnittmenge ihrer Gemeinsamkeiten. Dieses Kalkül hängt mit dem philosophischen Common-Sense-Ideal zusammen, aus dem sich so etwas wie ein soziales Gesetz der großen Zahl ableiten lässt: Je mehr Menschen zusammenkommen, desto eher entspricht ihr tatsächlicher Durchschnitt dem idealen Wert des Allgemein-Menschlichen. In Garves Worten:

Es [das Eigentümliche] verliert sich aber, wenn man sich unter vielen, und immer unter anderen Menschen befindet, und macht endlich dem Gemeinschaftlichen der menschlichen Natur Platz, welches allen gefällt, und welches zugleich für jeden Einzelnen die wahre Vollkommenheit ist.³⁶

Es ist genau dieses Common-Sense-Ideal, das Schleiermachers Garve-Rezension im *Athenaeum* mit polemischer Doppeldeutigkeit als „gemeinen Verstand“ (III, 132)³⁷ anprangert. Entsprechend stellt sich das frühromantische Geselligkeitskonzept als ein soziales Manifest gegen den Common Sense dar. Der exklusive Zirkel gleichgesinnter Freunde, den Friedrich Schlegel gegen die Berliner Gesellschaft beschwört, ist das qualitative Gegenprogramm zur Quantität der Großstadt. Verbunden damit ist eine Wahrnehmungsdifferenz. Schlegel fokussiert in der Berliner Gesellschaft den einen philosophischen Freund und die eine Freundin. Garve dagegen öffnet den Blick für das Ganze und erfährt, wie er sagt, „die Größe also, die Mischung und das Abwechselnde der Gesellschaft“³⁸ als eigene Qualität. In Schlegels selektiver Perspektive kommt diese Qualität der Großstadt nicht vor.

1.3. Schleiermacher

Im Blick auf Schleiermacher muss man zwischen dem Mitglied des Frühromantikerkreises und dem Geselligkeitstheoretiker unterscheiden. Denn seine *Theorie des geselligen Betragens* passt keineswegs zu der qualitativ exklusiven Strategie, wie sie sein Berliner Mitbewohner und das *Athenaeum* verfolgen. Schleiermacher geht es vielmehr um den Ausgleich zwischen Individuum und Gemeinschaft, um die Balance, wie die Eigentümlichkeiten des einen mit dem Durchschnitt der anderen harmo-

³⁶ Garve 1985 (wie Anm. 31), S. 333.

³⁷ Nachweis der *Athenaeums*-Zitate hier und im Folgenden, auch im laufenden Text, durch Angabe der Bandzahl (römisch) und Seitenzahl (arabisch) nach dem Faksimile-Nachdruck Darmstadt 1992.

³⁸ Garve 1985 (wie Anm. 31), S. 329.

nieren können. Anders als in seiner Garve-Rezension hat er dabei keine polemische Perspektive auf den „gemeinen Verstand“, sondern wertet das Einhalten eines Mittelmaßes als Voraussetzung gelingender Konversation. Wer dieses Mittelmaß nicht respektiere und sich darüber erheben wolle, mache sich, so Schleiermacher wörtlich, „lächerlich“. Als „arroganten Neuerer“ bezeichnet er denjenigen, der „immerdar bestrebt ist, den Ton höher und höher zu spannen, und der Gesellschaft nun nicht Zeit lassen will, bei dem zu verweilen, was sie angenehm unterhält“³⁹. Das klingt mehr nach Nicolais *Vertrauten Briefen* als nach ‚Symphilosophie‘ mit Friedrich Schlegel. Wenn Schleiermacher auch der engagierteste öffentliche Apologet von Schlegels *Lucinde* ist, so enthält seine Geselligkeitstheorie doch einiges, was zur *Anti-Lucinde* passt, einiges, womit die Frühromantik als Geselligkeitszerstörer auszuweisen wäre: Die Warnung davor, dass Individualität, die sich zum „Zentralpunkt“ setzen wolle, den „Untergang der Gesellschaft“ herbeiführe, oder der Hinweis auf die subversive Kraft der Ironie, die keine Geselligkeit, sondern deren inneren Feind, „eine Art von geheimer Gesellschaft“ nämlich, stifte.⁴⁰ Schleiermachers Geselligkeitstheorie ist nicht im *Athenaeum*, sondern 1799, also zur Hochzeit des *Athenaeums*, im *Berlinischen Archiv der Zeit und ihres Geschmacks* erschienen. Und ganz anders als in Schleiermachers polemischer Garve-Rezension im *Athenaeum* enthält diese Abhandlung eine zustimmende Fußnote zu Garve, und zwar genau zu dem Text, in dem Garve sein oben angeführtes großstädtisches Gesellschaftskonzept entwickelt.⁴¹ Erscheinungsort und Zustimmungsgeste trügen nicht. Schleiermachers Geselligkeitstheorie ist Nicolais und Garves Urbanitätskonzepten viel näher als den Exklusions- und Überbietungsgesten der Brüder Schlegel. Was Schleiermacher mit den Berliner Aufklärern verbindet, sind ihre individualitätskorrigierenden Vorstellungen von Ausgleich und Schicklichkeit. Insofern die städtische Gesellschaft in Berlin um 1800 durch soziale, kulturelle und religiöse Heterogenität und durch das Abnehmen der höfischen und das Fehlen einer akademischen ‚Leitkultur‘ geprägt ist, werden diese Vorstellungen ihrem aktuellen Umfeld in besonderer Weise gerecht. Denn wo eine neue dynamische Vielfalt beginnt, kann sich gesellige Verbindung vor allem

³⁹ Friedrich Schleiermacher: Versuch einer Theorie des geselligen Betragens. In: ders.: Schriften. Hrsg. v. Andreas Arndt. Frankfurt/M. 1996, S. 65–91, hier S. 86f.

⁴⁰ Vgl. Schleiermacher 1996 (wie Anm. 39), S. 75, 88.

⁴¹ „Wie denn Hr. Garve eine sehr schöne theoretische Abhandlung an eine Sentenz des Rochefoucault sehr bescheiden anknüpft.“ Schleiermacher 1996 (wie Anm. 39), S. 67. (Gemeint ist damit der in Anm. 31 angeführte Text.)

durch Ausgleich der Unterschiede bilden. So reflektieren Nicolai, Garve und Schleiermacher, was in der Berliner Gesellschaft um 1800 an der Zeit war. Und es ist richtig, Schleiermachers Geselligkeitstheorie der sich entwickelnden Berliner Urbanität zuzurechnen.⁴² Damit aber ist keine Brücke von der Berliner Salon-Kultur zur Frühromantik zu schlagen. Man trifft vielmehr auf zwei Gesichter Schleiermachers: Als Geselligkeitstheoretiker setzt er auf den Ausgleich, als *Athenaeums*-Mitarbeiter dagegen auf Polemik, je schärfer, desto besser. Seine Briefe an August Wilhelm Schlegel sind voll der Freude über dessen publizistische „Teufeleien“. Kein zweiter zeigt ein ähnliches Entzücken daran.⁴³

2. Urbanitäts- und Geselligkeitskonzepte der Frühromantik

2.1. Altphilologische, nicht städtische Urbanität

Auch Friedrich Schlegel spricht von Urbanität, und viele seiner *Athenaeums*-Fragmente verwenden dieses Wort zur Kennzeichnung der eigenen stilistischen Qualität. Ausnahmslos aber ist dabei antike Literatur, an keiner Stelle eine Vorstellung von der Stadt oder der städtischen Gesellschaft im Blick. Die „Prosa eines Cicero, Caesar, Suetonius“ und „die Horazischen Satiren“, befindet eines der Fragmente: „Das sind die ewigen Urquellen der Urbanität.“ (I, 214) In einem anderen Fragment steht die Verbform „urbanisieren“ als mittleres Glied zwischen den Ausdrücken „poetisieren“ und „zur Philosophie erheben“ (I, 233) und bezeichnet so einen Schritt literarischer Spekulation, den man nur sehr unpassend mit dem deutschen Wort „verstädtern“ wiedergeben könnte. ‚Poetisieren, verstädtern, zur Philosophie erheben‘: So wäre Schlegels Reihe nicht auszudrücken. Die lateinische Vokabel tritt bei Schlegel

⁴² So tut es Conrad Wiedemann: *Ideale Geselligkeit und ideale Akademie. Schleiermachers Geselligkeits-Utopie 1799 und heute.* In: Wilhelm Voßkamp (Hrsg.): *Ideale Akademie. Vergangene Zukunft oder konkrete Utopie?* Berlin 2002, S. 61–80.

⁴³ Schleiermacher an A. W. Schlegel: „Auf Ihre Teufelei, Sie geheimnißvoller, bin ich höchst neugierig, und verspreche mir eine große Ergözung“; „Wie steht es mit Ihrer Privatteufelei? Ich bin erpicht drauf ordentlich wie ein Kind“. In: KGA V/4, 167, 174. Weitere ähnliche Belege: KGA V/4, 236, 292, 350; ferner KGA V/3, 206, 354: „Tausend Dank für Ihre Alles andere weit hinter sich zurücklassende Teufelei!“; KGA V/4, 472f.: „die göttliche Teufelei“; „Ja eingeteufelt sind Sie oder vielmehr der Teufel ist eingeschlegelt, und außerhalb Ihnen gar nirgends mehr anzutreffen. [...] Bleiben Sie ja nur recht eingeteufelt.“

ganz entschieden in den geistigen Raum der antiken Literatur zurück, es ist der Kenner der antiken Schriftsteller, der sie verwendet, angesprochen ist die philologische Sensibilität („Cicero war ein großer Virtuose der Urbanität“, I, 215): die Vorstellung des urbanen Lebensraums, alles Städtische entfällt. Ein weiteres Fragment etwa, das die fehlende Urbanität des Protestantismus beklagt, empfiehlt als Abhilfe, die Bibel im Stile Homers, Herodots oder des Tacitus umzuschreiben (vgl. I, 238f.). Am engsten kommen Urbanität und Frühromantik über den Begriff ‚Ironie‘ zusammen. Das beginnt in den *Lyceums*-Fragmenten, wo von der „erhabenen Urbanität der sokratischen Muse“⁴⁴ die Rede ist, setzt sich im *Athenaeum* mit dem Imperativ fort: „Schaffe dir Ironie und bilde dich zur Urbanität“ (I, 316) und führt dort schließlich zu einer Definition der Urbanität, die auf die denkbar weiteste Distanz zu jeder Vorstellung städtischer Wirklichkeit geht: „Urbanität ist der Witz der harmonischen Universalität, und diese ist das Eins und Alles der historischen Philosophie und Plato’s höchste Musik.“ (I, 318) Das sind ganz andere Sphären als die Teegesellschaften der Berliner Salons.

Friedrich Schlegels Urbanitätskonzept ist die Spekulation eines Altphilologen, aus Nicolais und Garves Sicht ein eindeutiger Beleg akademischer Einseitigkeit. Dass der Begriff ein ciceronianisches Stilideal bezeichnet und deshalb auch eine Sache der Altphilologie ist, wissen und sagen die beiden natürlich auch. Doch fragen sie zugleich nach der städtischen Wirklichkeit, die dazugehört, in der Antike wie in ihrer Gegenwart. In einer Abhandlung „über die Vorzüge einer Hauptstadt vor den Provinzialstädten“ legt Garve beide Zeiten und Situationen nebeneinander:

Cicero, ob er gleich selbst aus einer kleinen Stadt gebürtig war, glaubte doch die Urbanität, – die Feinheit des Geschmacks in der Sprache, im Umgange, und in den Sitten, Rom allein zueignen zu müssen. London macht nicht geringere Ansprüche gegen die anderen Städte Englands.⁴⁵

Und vom Anspruch Londons schließt er dann, wenngleich abgedämpft, auf Berlin.⁴⁶ Ebenso bei Nicolai⁴⁷: London setzt das Maß, dem Berlin zwar nicht gleich-, doch mit Abstrichen zugeordnet wird. Gewiss sehen

⁴⁴ Friedrich Schlegel: *Lyceums-Fragmente*. In: ders.: *KFSA* 2, 152.

⁴⁵ Christian Garve: *Über die Lage Schlesiens in verschiedenen Zeitpunkten, und über die Vorzüge einer Hauptstadt vor Provinzialstädten*. In: ders.: *Gesammelte Werke*. Hrsg. v. Kurt Wölfel. Bd. IV/1. Hildesheim u. a. 1985, S. 229–262, hier S. 251.

⁴⁶ Vgl. Garve 1985 (wie Anm. 45), S. 256.

⁴⁷ Vgl. Nicolai 1987 (wie Anm. 16), S. 172f.

beide den Unterschied zwischen den englischen und französischen Verhältnissen auf der einen und den nicht zentralistischen deutschen auf der anderen Seite. Genauso gewiss aber ist für beide die Zugehörigkeit Berlins zur Kategorie der Großstadt. Und nur im Blick auf diese Kategorie sprechen beide von Urbanität. Anders als bei Friedrich Schlegel kann man deshalb bei Garve und Nicolai das Wort ‚urban‘ immer ins Deutsche übersetzen und konkret als ‚städtisch‘ verstehen.

2.2. Metaphorische Gesellschaft der großen Einzelnen

Das akademisch Philologische, das Friedrich Schlegels Verständnis von Urbanität kennzeichnet, ist ein Hauptmerkmal des *Athenaeums*. Gleich der Eröffnungsbeitrag (des ersten Bandes erstes Stück, S. 3), stellt es aus. Dort beginnt die Zeitschrift mit August Wilhelm Schlegels Text *Die Sprachen. Ein Gespräch über Klopstocks grammatische Gespräche*. Wer bei der Gattungsbezeichnung ‚Gespräch‘ hier an Salonkonversation oder überhaupt an reale Gesprächspartner denkt, liegt falsch. Denn dieser Text ist eine Lehrabhandlung, in der die Repräsentanten verschiedener Nationalsprachen sowie allegorische Personifikationen der Poesie und der Grammatik auftreten. Der Witz, der sich dabei entfaltet, bleibt wie alle angesprochenen Sachfragen eng im Fach. Es geht um Sprachverwandtschaften und deren Begründung durch Etymologie, Prosodie und Phonetik, und lachen, oder immerhin schmunzeln kann derjenige, der mit dem Unterschied von Allegorie und Metonymie und der zeitgenössischen poetologischen Diskussion darum vertraut ist. Nur der nämlich vermag Schlegels beiläufige Analogie von Poetik und Politik, von Allegoriefeindlichkeit und Republikanismus zu würdigen.⁴⁸ Insgesamt ist dieser Text eine fachphilologische Replik auf Klopstock: als Auftakt einer neu erscheinenden Zeitschrift gewiss keine integrative, vermittelnde, sondern eine sehr spezielle Einladung.

Als zweiter Text folgen darauf Novalis' *Blüthenstaub*-Fragmente. In ihnen findet sich tatsächlich eines, das sich zunächst gar nicht nach

⁴⁸ „Grammatik: Wer seyd ihr? Deutscher: [...] Wir sind Repräsentanten unserer Sprachen. Grammatik: Warum kommen diese nicht selbst? Deutscher: Sie glaubten, es würde euch so besser gefallen. Du, Grammatik, hast es lieber mit den Begriffen selbst als mit den Scheinbelebungen zu thun; und du, Poesie, hältst nicht viel auf lustige Begriffspersonen. Poesie: Ich merke, ihr macht die Sitte der Zeit mit: denn das repräsentative System ist in den schönen Künsten wie in der Politik herrschend geworden.“ (I, 5)

Novalis, sondern nach einem erfahrenen Teilnehmer und Diagnostiker der Geselligkeit anhört:

Die Gegenstände der gesellschaftlichen Unterhaltung sind nichts, als Mittel der Belebung. Dieß bestimmt ihre Wahl, ihren Wechsel, ihre Behandlung. Die Gesellschaft ist nichts, als gemeinschaftliches Leben (I, 82).

Was so wie ein Manifest des Konversationsgeists klingt, nimmt aber eine ganz andere Wendung. Das „gemeinschaftliche Leben“, heißt es weiter, sei „eine untheilbare denkende und fühlende Person.“ Und: „Jeder Mensch ist eine kleine Gesellschaft.“ (I, 82) Die *Blüthenstaub*-Fragmente enthalten eine literarisch-philosophische Neuentdeckung und Neubestimmung der Innerlichkeit. „Das Weltall in uns“ ist deren prägnanteste Formulierung, mit der zugehörigen Weisung: „Nach Innen geht der geheimnisvolle Weg.“ (I, 74) „Kein Interesse ist interessanter, als was man an sich selbst nimmt“ (I, 80), heißt es kurz darauf. Das zitierte Fragment zur geselligen Unterhaltung setzt genau diese Richtung fort. Sie führt nicht zur realen Gesellschaft und ihren Gesprächen, sondern verwendet Gesellschaft als Metapher für den Reichtum des Einzelnen und seiner Innerlichkeit.

Das Einzige, was im ersten Band des *Athenaeums* dann doch auf die Salonkonversation beziehbar ist, steht in den *Beyträgen zur Kritik der neuesten Litteratur*. Diese literaturkritische Abteilung der Zeitschrift erregte bei den zeitgenössischen Lesern das größte Aufsehen, weil hier der publizistische Streit ausgetragen wurde: provokante Erhebungen der eigenen Partei, noch provokantere Polemik gegen die Gegner. Im ersten Band heißt das namentlich: Tieck gegen Lafontaine. In diesem für die Zeitgenossen entscheidenden Teil des *Athenaeums* vollzieht August Wilhelm Schlegel programmatisch eine Wende weg vom Akademismus hin zu einer anderen Art der Literaturkritik, die er selbst über ihren privaten Gesprächscharakter bestimmt. Für den Akademismus steht unausgesprochen, doch für alle Zeitgenossen kenntlich die *Allgemeine Literatur-Zeitung* mit ihrem korporativ-fachmännischen Kritik-Konzept. Diesem zufolge ist das Rezensionswesen – gleichermaßen über alle Wissenschaften bis hin zur schönen Literatur – ein objektives Geschäft jeweils zuständiger Spezialisten. Das *Athenaeum* bricht mit diesem Konzept⁴⁹ und stellt die Eigenart und Subjektivität der ästhetischen gegen die wissenschaftliche Kritik. Die Differenz wird mit kantischen

⁴⁹ Vgl. Mark Napierala: *Archive der Kritik. Die Allgemeine Literatur-Zeitung und das Athenaeum*. Heidelberg 2007.

Formulierungen markiert. Die Eigenart des ästhetischen Urteils bestehe darin, sagt Schlegel hier in Anlehnung an die *Kritik der Urteilskraft*, dass es in ihm nicht um die „wissenschaftliche Anwendung wissenschaftlicher Wahrheit“ gehe, sondern um „ein wunderbares Spiel der innern Kräfte“ (I, 147). Und wie Kant in diesem Zusammenhang vom „sensus communis“ spricht, so hebt Schlegel das „gemeinschaftliche Element“ (I, 147) hervor, das in der Empfänglichkeit für Kunstwerke liege. Genau diese Perspektive nun verlängert Schlegel aus der transzendentalphilosophischen Theorie hinaus in die Praxis der Literaturkritik und kündigt seine Kritiken als „Privatansichten eines in und mit der Litteratur lebenden“ an, die er „wie in einem zwanglosen Gespräche“ (I, 147f.) vorbringe. Zudem wolle er sich vor allem an Romane halten, weil in ihnen „die Litteratur das gesellige Leben am unmittelbarsten berührt“ (I, 149).

Hält man sich an diese Ankündigung, dann sind die literaturkritischen Teile im *Athenaeum* ein Widerspruch gegen die akademischen Rezensionsinstitute aus dem Geist des literarischen Salons. Was brächte diesen Geist besser zum Ausdruck als die Umdeutung von Rezensionen zu „Privatansichten“ und „zwanglosen Gesprächen“ über Romane? Doch ist es tatsächlich ein anderer Geist, der hier gegen die Rezensionsinstitute opponiert. Es ist der Anspruch des überlegenen Einzelnen, der sich über die Gesellschaft erhebt. Die „Privatansichten“, als die August Wilhelm Schlegel seine Kritiken ausgibt, haben nichts Geselliges. ‚Privat‘ bedeutet hier vielmehr ‚elitär‘. Das steckt schon in der Formulierung, mit der sich der Autor dieser Ansichten selbst nennt: Er sei ein „in und mit der Litteratur Lebender“. Der Verzicht auf Professionalitätsansprüche, der damit ausgesagt wird, ist doch eine nur vordergründige Bescheidenheit, hinter der das Selbstbewusstsein singulärer Kennerschaft steht. Genau dieses Selbstbewusstsein stellt sich in den folgenden Lafontaine- und Tieck-Besprechungen dar. Sie sind aus einer kennerschaftlichen Vogelperspektive geschrieben, die im ersten Fall auf den populären Durchschnitt hinab sieht (auf Lafontaine, der sich „nie über eine gewisse Höhe erhebt“, I, 154) und im anderen Fall in erhabener Weitsicht vereinzelte literarische Gipfel vergleicht: Tieck neben Goethe und Shakespeare (vgl. I, 176). Nicolai erinnert an Shakespeare, um dessen literarische Größe mit der Größe Londons in Verbindung zu bringen.⁵⁰ Schlegel erinnert an

⁵⁰ „Klopstock hat einen großen Theil seines Lebens in der guten und unpoetischen Gesellschaft einer großen Residenz gelebt, und selbst Shakespeare lebte unter den vornehmsten Leuten des großen Londons.“ In: Nicolai 1987 (wie Anm. 16), S. 171f.

Shakespeare, um literarische Größe als monumentale Individualität aufzurichten. Wenn er Tieck und Goethe daneben stellt, rückt er beide aus ihrer Zeit und ihrer Gesellschaft hinaus in die Ruhmeshalle heroischer Einzelner. Auch die Berliner Salons erheben Goethe zum singulären, überragenden Dichter. In gemeinsamer Lektüre bilden sie sich zur Kultgemeinschaft des Genies. Der Goethe-Kult des *Athenaeums* ist davon grundverschieden. Denn hier handelt es sich nicht um einen zum gemeinsamen Idol aufblickenden Lesezirkel. Es treten vielmehr individuelle Kritiker auf, deren Goethe-Lob auch und wohl vor allem dazu dient, sich in der eigenen Urteilskompetenz solidarisch neben den Beurteilten zu stellen. Das gilt für August Wilhelm Schlegels Vergleichsperspektive genauso wie für das berühmteste Zeugnis, für Friedrich Schlegels *Meister*-Rezension.

Diese Strategie, durch Goethe sich selbst zu loben, haben schon die Zeitgenossen erkannt. Und auch die elitäre Geste des *Athenaeums* haben dessen Gegner richtig erfasst. Falsch ist nur die Erklärung, dahinter stecke nichts als Anmaßung. Die kritische Kompetenz der Brüder Schlegel steht heute außer Frage. Im *Athenaeum* tritt sie ganz ungesellig auf, als Machtspruch einer individuellen Überlegenheitsgeste. Die gereizte Empfindlichkeit der Zeitgenossen irrt da nicht. Zum Beispiel die *Athenaeums*-Rezension in der *Allgemeinen Literatur-Zeitung*: Ihr Verfasser, Ludwig Ferdinand Huber, ist zwar vom philologisch-philosophischen Gehalt des *Athenaeums* überfordert, doch sieht er richtig, dass der in der *Vorerinnerung* erhobene Anspruch auf „freieste Mittheilung“ (*Athenaeum*, 1. Bd., 1. Stück, unpaginiert) ein Anschlag auf alle Schicklichkeitsvorstellungen des Publikums ist. Folgerichtig antwortet August Wilhelm Schlegel, die „Grundsätze der geselligen Höflichkeit“ seien eine eigene Ansicht des Rezensenten Huber, aber keine Sache des *Athenaeums*.⁵¹ Provokanter individueller Überlegenheitsanspruch ist es ja auch, der August Wilhelm Schlegels Bruch mit der *Allgemeinen Literatur-Zeitung* herbeiführt. Mit der nachträglichen Auflistung aller seiner anonymen Rezensionen aus der *ALZ* (*Athenaeum* III, nach S. 164) will er sich selbst als einzig kompetenten Literaturkritiker dieser Zeitung erweisen.

⁵¹ Hubers Rezension und August Wilhelm Schlegels briefliche Antwort an Huber in: Oscar Fambach: Das große Jahrzehnt (1796–1805). Ein Jahrhundert deutscher Literaturkritik. Bd. IV. Berlin 1958, S. 471f. und 487.

2.3. Schriftlichkeit statt Mündlichkeit

Der Hauptzeuge der frühromantischen Geselligkeit schließlich ist Friedrich Schlegels *Gespräch über die Poesie*. Von allen *Athenaeums*-Texten kommt es den Berliner Salon-Erfahrungen am nächsten. Was Schlegel in den Häusern Grotthuß, Herz und Levin-Varnhagen erlebt hat⁵², scheint hier wiederzukehren: eine Gruppe von Frauen und Männern, die sich – angeregt durch örtliche Aufführungen und gemeinsame Lesungen – regelmäßig zu Theater- und Literatur-Gesprächen zusammenfindet. Den realen Erfahrungshintergrund spricht der Verfasser selbst an. In der Einleitung zu seinem Gespräch erwähnt er die vielen anderen, an denen er selbst teilgenommen habe und deren Erinnerung jetzt den eigenen Text färbe. Das *Gespräch über die Poesie* wird damit auf der Schwelle zwischen Erinnerung und Fiktion angesiedelt und als Literarisierung realer Erfahrung ausgegeben.⁵³ Allerdings liegt hier nicht nur die Berliner, sondern auch die Jenaer Geselligkeit zugrunde. Denn Friedrich Schlegels Umzug von Berlin nach Jena fällt genau in die Entstehungszeit des *Gesprächs* oder, genauer gesagt: Erst nach dem Umzug ist die Arbeit an diesem Werk brieflich bezeugt.⁵⁴ Doch geben die Berliner Salons immerhin den Anstoß. Im Mai 1799 berichtet Friedrich noch aus Berlin von einer Begebenheit, die dann genauso im *Gespräch über die Poesie* zu lesen ist: Er habe kürzlich „in einer hiesigen Gesellschaft eine Vorlesung gehalten über den *verschiedenen Styl in Goethe's frühern und spätern Werken*.“⁵⁵

Wie sich im Einzelnen die Berliner zur Jenaer Gesprächserfahrung verhält und wie sich ihr Einfluss verteilt, ist indes nicht entscheidend. Entscheidend ist vielmehr, dass Schlegels *Gespräch über die Poesie* auf sein Gegenteil, auf die Beendigung des Gesprächs hinausläuft. Und zwar nicht rein pragmatisch, weil jeder Text einmal ein Ende finden muss, sondern programmatisch. Das vollzieht sich in zwei Schritten. Der erste

⁵² Friedrich Schlegels Berliner Salonbesuche verzeichnet der dokumentarische Anhang in: Petra Wilhelmy-Dollinger: *Der Berliner Salon im 19. Jahrhundert*. Berlin 1989.

⁵³ „Für mich hatte es von jeher einen großen Reiz mit Dichtern und dichterisch Gesinnten über die Poesie zu reden. Viele Gespräche der Art habe ich nie vergessen, von andern weiß ich nicht genau, was der Fantasie und was der Erinnerung angehört; vieles ist wirklich darin, andres ersonnen. So das gegenwärtige [...]“ (III, 61)

⁵⁴ Brief Friedrich Schlegels aus Jena an Schleiermacher vom 13. September 1799. Vgl. KGA V/3, 180.

⁵⁵ Brief an Caroline Schlegel vom Mai 1799. Vgl. KFSa 24, 287.

ist die Überbietung der Mündlichkeit durch Schriftlichkeit, der zweite das Schweigen gebietende Herrscherwort.

Zum ersten Schritt: Schlegels *Gespräch* inszeniert die gesellige Unterhaltung nicht als Medium seines poetologischen Denkens, sondern weist sie als dafür ungenügende Form ab. Tatsächlich wird die Salonwirklichkeit hier nicht dargestellt, sondern nur sehr knapp evoziert, um sogleich überwunden zu werden. „Doch fühlten bald alle mehr oder minder einen gewissen Mangel bey dieser Art der Unterhaltung“ (III, 62), heißt es schon nach der ersten halben Seite der Gesprächsdarstellung, womit sofort auf das neue Format gewechselt wird. Es besteht aus schriftlichen Abhandlungen („ausschreiben“ statt „aussprechen“, lautet jetzt die Maxime, vgl. III, 63), die in der Sache wie im Umfang den Konversationsteil dominieren. Die Vorlage gibt Platons *Symposion*, dem Schlegel hier weithin folgt.⁵⁶ Für das *Gespräch über die Poesie* gilt damit Ähnliches wie für das Urbanitätskonzept im *Athenaeum*: Es orientiert sich nicht an der zeitgenössischen sozialen Realität, sondern an der antiken Literatur. Die berühmte Behauptung aus der Einleitung zum *Gespräch*, es lasse sich „eigentlich nicht reden von der Poesie als nur in Poesie“ (III, 60), formuliert damit den Professionalitätsanspruch des Schriftstellers Schlegel. Seine *Symposions*-Adaption ist die poetische Rede von der Poesie, die sich gegen den Dilettantismus der Salon-Kultur stellt. Insofern ist der Berliner Salon tatsächlich ein Ort der Frühromantik, jedoch nicht der Ort ihrer Inspiration, sondern derjenige ihrer polemischen Adressierung. Die Inspiration kommt aus der Literatur. Das *Gespräch über die Poesie* ist das Erzeugnis eines gelehrten Lesers und Schriftstellers, der hier nicht aus seiner Salon-Erfahrung, sondern programmatisch gegen sie spricht und den Geist der geselligen Unterhaltung durch professionell gearbeitete Abhandlungen und durch klassische Autorität zu disziplinieren sucht.

Der zweite Schritt auf diesem Weg ist das Schweigegebot für die Laien. Es ergeht am Ende des *Gesprächs*, das damit nicht vorläufig, sondern endgültig aufhört. Der letzte Wortwechsel sucht Ideen für zukünftige Gedichte. Die abschließende Antwort schlägt „die alte Fabel vom Apollo und Marsyas“ (III, 187) vor. Deren Botschaft ist deutlich: Respektiere die Autorität in der Kunst, sonst wird dir die Haut abge-

⁵⁶ Vgl. dazu Stefan Matuschek: Die Macht des Gastmahls. Schlegels *Gespräch über die Poesie* und Platons *Symposion*. In: ders. (Hrsg.): Wo das philosophische Gespräch ganz in Dichtung übergeht. Platons *Symposion* und seine Wirkung in der Renaissance. Romantik und Moderne. Heidelberg 2002, S. 81–96.

zogen. Ganz so wörtlich muss man den Mythos nicht applizieren. Doch eine Einladung zum Mitreden ist er gewiss nicht.

Ein gleiches Plädoyer für die Schriftlichkeit gibt auch eines der *Athenaeums*-Fragmente. Es setzt bei einem der zentralen Qualitätskriterien der Konversation an, beim Witz. Das Fragment, das wohl von Friedrich Schlegel stammt⁵⁷, wertet hier den Gesprächszusammenhang zugunsten des schriftlichen Ausdrucks ab. Wie sehr Schlegel die Vorstellung espritvoller Konversation durchkreuzt, zeigt sein eigenes Qualitätsbewusstsein des guten Witzes: Der beste sei der, der das Gespräch zu einem „unangenehmen Stillstand“ bringe.⁵⁸ Denkt man an Nicolais und Kotzebues Verfahren, *Athenaeums*-Fragmente gesprächsweise als verstörenden Unsinn zu inszenieren, dann kommen sie der Schlegel'schen Selbsteinschätzung ziemlich nah. Sie setzen nur ein negatives Vorzeichen dort, wo Schlegel sein überlegenes Plus sieht. Alle drei kommen aber darin überein, dass der *Athenaeums*-Ton nichts mit Salonkonversation zu tun hat. In Schleiermachers *Theorie des geselligen Betragens* kann man nachlesen, warum das so ist. Im *Athenaeum* selbst gibt es ein einziges Fragment, das der Schleiermacher'schen Theorie folgt und vom Mittelmaß und Takt spricht, deren die gesellige Mitteilung bedürfe. Es ist ein sehr langes Fragment (I, 271–275), das als einziger Beitrag im *Athenaeum* großstädtische, d. h. von Heterogenität und wechselseitiger Fremdheit geprägte Geselligkeit reflektiert und durch seinen Katalog der Typen und Verhaltensmöglichkeiten nach reichem Erfahrungswissen klingt. Es stammt von Schleiermacher.⁵⁹ Im Kontext wirkt es wie aus einer anderen Welt: eine singuläre soziale Empirie, wo in Friedrich Schlegels Texten kurz darauf wieder vom „Geist“ als „innerer Geselligkeit“ (I, 275) die Rede ist sowie von einem „transcendentalen Linné“, der „die verschiedenen Ichs“ (I, 277) klassifizieren solle. Die Berliner Wohngemeinschaft lässt also nur für einen ihrer Angehörigen auf eine Berliner Frühromantik schließen. Nur Schleiermacher reflektiert die urbane Realität, Friedrich Schlegel kapselt sich intellektuell von ihr ab und konzentriert sich statt aller geselligen Unterhaltung aufs Lesen und Schreiben. Im *Athenaeum* setzt sich die Schlegel'sche Linie eindeutig durch.

⁵⁷ Vgl. KFSa 2, 239.

⁵⁸ „Es ist ein großer Irrthum, den Witz bloß auf die Gesellschaft einschränken zu wollen. Die besten Einfälle machen durch ihre zermalmende Kraft, ihren unendlichen Gehalt und ihre klassische Form oft einen unangenehmen Stillstand im Gespräch. Eigentlichen Witz kann man sich doch nur geschrieben denken, wie Gesetze“ (I, 297).

⁵⁹ Vgl. KFSa 2, 223. Vgl. Schleiermacher 1996 (wie Anm. 39), S. 53–56.

Der Beitrag, der den zweiten Band eröffnet, zieht diese Linie am konsequentesten aus. Es ist Friedrich Schlegels Brief *Ueber die Philosophie. An Dorothea*. Er versteht sich ausdrücklich als die Ersetzung des Gesprächs durch Schriftlichkeit. Denn die Schriftform wird nicht gewählt, um Distanz und Abwesenheit zu überwinden. Die Adressatin ist am Ort. Die Schriftform hat hier wiederum programmatische Absicht: „Dir wäre ein Gespräch lieber. Aber ich bin nun einmal ganz und gar ein Autor.“ (II, 3) Der Brief bezeichnet sich selbst zwar noch als „Conversation“ (II, 37) mit seiner Adressatin, gibt aber zugleich zu, ein „Selbstgespräch“ (II, 37) zu sein, mit dem der Autor seine eigenen Gedanken klärt: „Ich habe sie dadurch gewissermaßen mir selbst mitgeteilt“ (II, 38). An eine Antwort wird nicht mehr gedacht. Deshalb ist der Brief auch nicht mehr nur „an Dorothea“, sondern zugleich an alle Welt adressiert. Der Absender spricht eigens aus, was mit dem zweiten Band des *Athenaeums* vorliegt: Er werde „diesen Brief gleich drucken lassen.“ (II, 38) Der Gesprächscharakter ist damit doppelt entrückt: zum einen durch die Ersetzung der Mündlichkeit durch Schrift, zum anderen durch die Ersetzung der persönlichen Adressierung durch die allgemeine Veröffentlichung. Was noch mit der Option des Gesprächs begann („Dir wäre ein Gespräch lieber.“), endet in der ungeselligen, stummen Begegnung von Autor und allgemeiner Leserschaft.

Diese Entwicklung hängt dem Text nicht äußerlich an. Sie ist vielmehr sachlich mit der im Brief entworfenen Philosophie verbunden. Denn sie schließt, so wie die *Blüthenstaub*-Fragmente des Novalis, Individualität und Universalität zusammen. Es ist die alte spekulative Analogie von Mikro- und Makrokosmos, die hier jedoch ganz konkret ethisch genommen wird: in dem Willen und dem Anspruch, in einem einzelnen Menschen oder auch einem einzelnen studierten Gegenstand alles zu finden.⁶⁰ Wille und Anspruch des individuellen Autors oder seines individuellen Werks, universell zu wirken, sind ein Anwendungsfall davon. Schlegel spekuliert auf die Verbindung von Autor-Individuum und universellem Interesse. Auf konkrete Fragen der Vermittlung lässt er sich dabei nicht ein. Wo er einmal dazu ansetzt, zieht er sich gleich in den esoterischen Zirkel Gleichgesinnter

⁶⁰ „Doch dünkt mir, ist ein gewisser gesetzlich organisirter Wechsel zwischen Individualität und Universalität der eigentliche Pulsschlag des höheren Lebens, und die erste Bedingung der sittlichen Gesundheit. Je vollständiger man ein Individuum lieben oder bilden kann, je mehr Harmonie findet man in der Welt: je mehr man von der Organisation des Universums versteht, je reicher, unendlicher und weltähnlicher wird uns jeder Gegenstand.“ (II, 16)

zurück.⁶¹ Die weitere Gesellschaft und Geselligkeit kommen im Brief nur indirekt und polemisch in der Abkehr von der „sogenannten Welt“ (II, 2), von der „feinen Welt“ und ihrem „unächten Witz“ (II, 21) vor. Wo sie affirmativ erwähnt wird, bezeichnet sie, ebenso wie bei Novalis, als „innere Geselligkeit“ (II, 38) metaphorisch den Reichtum des Individuums. Der Brief *Ueber die Philosophie* bekräftigt damit das Gesamtbild. Urbane Gesellschaft und Geselligkeit kommen in Schlegels Perspektive nicht vor. Seine Berliner Zeit bleibt in seinen Texten ohne Resonanz. Nicht einmal als Gegnerschaft oder Kontrasthintergrund wird sie kenntlich. Denn die gesellige Konversation, gegen die Schlegels schriftliches Autor- und Autoritätskonzept antritt, gewinnt nirgendwo in seinen Texten eigene Kontur. Sie ist hier nicht mehr als ein knapp evoziertes, allgemeines Schema. Auch als Berliner Zeitschriftenmitarbeiter bleibt Friedrich Schlegel einer literarisch-philosophischen Gelehrtenkultur verhaftet. Berlin ist in dieser Hinsicht nicht sein Ort.

3. Fazit: ein historischer Chiasmus

Die Rede von einer ‚Berliner Frühromantik‘ ist falsch, wenn damit das *Athenaeum* der Berliner Salonkultur angegliedert und die frühromantische Forderung nach Urbanität mit der zeitgenössischen Berliner Wirklichkeit verbunden werden sollen. Das *Athenaeum* ist vielmehr ein Zeugnis akademisch gelehrter Schriftsteller, deren eigene Formen der Geselligkeit – die Berliner Wohngemeinschaft und der gemeinsame Jenaer Hausstand – nichts mit großstädtischer Salonkultur zu tun haben, sondern ganz im Gegenteil homogene Exklusivgemeinschaften sind: ein einseitiger, enger Umgang, müsste man mit Nicolai und Garve sagen, der das kleinstädtische Risiko trägt, sich an sich selbst zu ermüden und zu frustrieren. So ist es dann ja auch gekommen. Insofern ist die Frühromantik das Erzeugnis einer kleinstädtischen Akademikerkultur, und Friedrich Schlegel bleibt intellektuell diesem Milieu verhaftet, auch wenn er in Berlin wohnt. Seine Gemeinschaft mit Schleiermacher ist der Versuch, die Jenaer Intimität in Berlin herzustellen. Für Schleiermacher

⁶¹ „Da die Bedürfnisse so verschieden sind: so müßte ich freylich nach einem gewissen Durchschnitte streben und in Gedanken gleichsam für einen Doryphorus von Leser schreiben. Aber [...] so ist auch eine solche Durchschnitts-Figur eben nicht die Person, für die ich mich vorzüglich begeistern könnte. Der Gedanke an Dich und einige andere Freunde wird kräftiger wirken.“ (II, 37)

selbst gilt anderes. Da aber das *Athenaeum* nicht von Schleiermachers Gesellschaftswahrnehmung und Geselligkeitstheorie, sondern von Friedrich und August Wilhelm Schlegels Lesewelten und ihren schriftlichen Autor- und Autoritätskonzepten geprägt ist, ist dieses Organ der Frühromantik, obwohl Berlin auf dem Titelblatt steht, dem Geist nach eine Jenaer Zeitschrift. Das macht sie jedoch nicht im heutigen Sinne provinziell. Denn genau das lehrt ja die Frage nach dem Ort der Frühromantik: Kleinstädtisch bedeutet in diesem Fall nicht rückständig oder borniert. Großstadtswahrnehmung und ästhetisch-intellektuelle Avantgarde kommen um 1800 in Deutschland nicht überein. Es sind der Vertreter eines beharrlich unreflektierten Aufklärungsverständnisses und ein schon zu Lebzeiten fachlich abgehängter Philosoph, die als Erste um 1800 in Deutschland Sinn und Verstand für die sich bildende großstädtische Kultur in Berlin beweisen, und es sind die von der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wahlverwandt viel beachteten Brüder Schlegel, die von der urbanen Modernisierung nichts wahrnehmen oder wissen wollen. Modernisierungsprozesse sind nicht geradlinig und parallel. Hier laufen sie über Kreuz und bilden zwischen der Zeit um 1800 und heutigen Erwartungen einen Chiasmus: Um 1800 gehen Großstadtswahrnehmung und Großstadtbewusstsein mit intellektuell-ästhetischer Rückständigkeit und Borniertheit zusammen. Wer die Jenaer zur Berliner Frühromantik erklärt, will diesen Chiasmus zur Parallelfigur verändern und die eigene Erwartung historisch nach hinten glatt ziehen.